



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Lessings sämtliche Werke**

in 20 Bänden

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters [u.a.]

**Lessing, Gotthold Ephraim**

**Stuttgart, [1883?]**

La Mettrie: Die Kunst, zu genießen.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65142](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65142)

die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz anders. „Man beklagt sich,“ heißt es, „täglich über die Menge der Regeln; sie sind sowohl dem Verfasser, der sie verfertigen, als dem Liebhaber, der sie beurteilen will, beschwerlich.“ Das „sie“ bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteur will nicht sagen, daß die Menge der Regeln denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurteilen wolle, sondern den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urteilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Einteilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind: von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatz der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie, besonders der Epopöe, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern teils den Hrn. Batteur, teils setzen sie seine Gedanken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. Anstatt durch einen Auszug Leser von Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Name des Herrn Gellerts wird mehr davon versprechen als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief, welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteur gerichtet ist: \*) Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden. Wer sich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam, der wird ohne Zweifel gleich bei dem Titel vermuten, daß Herr Diderot gleichfalls der Verfasser davon sei. Was er jezo vermutet, wird er gewiß wissen, sobald er das Werk selbst gelesen hat. Die Aufschrift scheineth nichts weniger zu versprechen als eine Abhandlung von den Versetzungen in den Sprachen. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Inhalt. Wir sagen mit Fleiß: der vornehmste; denn wem ist die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er schweift überall aus,

\*) Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux, qui entendent et qui parlent. Addressés à Mr.\*\*\*. *Versisque viarum Iudiciis raptos; pedibus vestigia rectis Ne qua forent...* Aeneid. lib. 8. 1751, in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

er springt von einem auf das andre, und das letzte Wort einer Periode ist ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendschreibens ist vielleicht eine kleine Entschuldigung dieser Ungebundenheit. Die beste Entschuldigung aber ist, daß alle seine Ausschweifungen voller neuen und schönen Gedanken sind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftsteller auf diese Art schadlos halten wollten! Die Art, wie er die Versezungen gegen den Herrn Batteux untersucht, ist diese: Er glaubt, die Natur der Versezungen zu erkennen, müsse man untersuchen, wie die oratorische Sprache entstanden sei. Er schließt aus dieser Untersuchung erstlich, daß die französische Sprache voller Versezungen sei, wenn man sie mit der tierischen Sprache und mit dem ersten Zustande der oratorischen Sprache vergleicht, in welchem sie ohne alle Regeln der Zusammenfügung gewesen ist; zweitens, daß, wann sie fast keine von den Versezungen habe, die in den alten Sprachen so gewöhnlich sind, man es der neuen peripatetischen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abstracta realisiert und ihnen in der Rede den vornehmsten Platz eingeräumt hat. Hiervon, glaubt er, könne man sich, auch ohne bis auf den Ursprung der oratorischen Sprache hinaufzusteigen, bloß durch die Betrachtung der Sprache der Gestus überzeugen. Diese Sprache zu erkennen, schlägt er zwei Mittel vor: die Erfahrungen nämlich, die man mit einem sich stellenden Stummen machen kann, und der beständige Umgang mit einem taub und stumm Gebornen. Der Begriff eines sich stellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall, den Menschen in so viel besondere Wesen zu teilen, als er Sinne hat. „Ich besinne mich,“ spricht er, „daß ich mich manchmal mit dieser Art einer metaphysischen Anatomie beschäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen das Auge der am wenigsten gründliche, das Ohr der stolzeste, der Geruch der wollüstigste, der Geschmack der abergläubischste und unbeständigste, das Fühlen aber der gründlichste und philosophischste Sinn waren. Es würde, sollte ich denken, eine sehr lustige Gesellschaft sein, welche aus Personen bestünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich glaube gewiß, einer würde den andern für einen Unsinigen halten; man urteile aber, mit was für Grunde. Und gleichwohl ist dieses ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geschieht; man hat nicht mehr als einen Sinn und urtheilet gleichwohl von allem. Uebrigens kann man über diese Gesellschaft von fünf Personen, deren jede

nur einen Sinn hat, eine besondere Anmerkung machen; diese nämlich, daß sie, vermöge der Kraft, zu abstrahieren, alle Fünfe Geometers sein können, daß sie einander vortrefflich verstehen, aber nur in geometrischen Sachen verstehen würden." Die Fortsetzung dieser Gedanken bringt den Verfasser auf andre, die wir dem Leser ganz mitteilen müssen. "Ich besuchte," spricht er, "vor diesen sehr fleißig die Schauspiele, und ich konnte die meisten von unsern guten Stücken auswendig. Wenn ich mir einmal vorsetzte, eine Untersuchung der Gestus und Stellungen vorzunehmen, so begab ich mich auf die dritten Logen; denn je weiter ich von den Schauspielern entfernt war, desto besser war mein Platz. Sobald als der Vorhang aufgezo- gen war und alle Zuschauer sich bereit machten, zuzuhören, verstopfte ich mir die Ohren mit den Fingern, zu nicht geringer Verwunderung derjenigen, die um mich herum waren und mich, weil sie mich nicht verstanden, beinahe für einen Unsinnigen ansahen, der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er sie nicht hören wollte. Ich ließ mich sehr wenig von ihren Urteilen anfechten und hielt mir ungestört die Ohren fest zu, solange das Spiel des Schauspielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Gedächtnis rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Gestus irre machten oder ich wenigstens irre zu sein glaubte. Ach, mein Herr, wie wenig Schauspieler können eine solche Probe aushalten, und wie erniedrigend würde für die meisten von ihnen eine weitre Erklärung sein, in die ich mich einlassen könnte! Ich muß Ihnen aber auch nicht die neue Verwunderung verhehlen, in welche alle um mich herum fielen, als sie sahen, daß ich bei den pathetischen Stellen Thränen vergoß und mir gleichwohl die Ohren immer zuhielt. Nunmehr konnte man sich nicht länger halten, und die am wenigsten Neugierigen wagten sich mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber ganz kaltfinnig antwortete: Jeder höre nach seiner Art, und meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um desto besser zu hören. Ich lachte bei mir selbst über die Reden, welche meine vielleicht nur scheinende, vielleicht wirkliche Narrheit verursachte; noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verschiedner junger Leute, welche sich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern zuhielten und ganz erstaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte. Sie mögen von meiner Gewohnheit denken, was Sie wollen, so bitte ich Sie, zu überlegen, daß, wenn man, von der Aussprache richtig

zu urteilen, die Rede hören muß, ohne den Schauspieler zu sehen, es ganz natürlich ist, zu glauben, daß man, von den Bewegungen und Stellungen richtig zu urteilen, den Schauspieler sehen müsse, ohne ihn zu hören. Der Schriftsteller, welcher sich durch seinen Hinkenden Teufel, durch seinen Gilblas von Santillana und verschiedene theatralische Stücke bekannt gemacht hat, Herr le Sage, war in seinem Alter so taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt in die Ohren schreien mußte, wenn man von ihm wollte verstanden sein. Gleichwohl wohnte er allen Vorstellungen seiner Stücke bei; er verlor kein Wort davon und sagte sogar, daß er niemals, sowohl von dem Spiele als von den Stücken selbst, besser geurtheilt habe, als seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören könne. . . ." Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus; er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeiten, welche man hat, einem taub und stumm Gebornen gewisse Begriffe beizubringen, geben ihm Gelegenheit, unter den oratorischen Zeichen die zuerst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten Teile der Größe und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedene Zeitfälle mangeln und andere einerlei Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten geben ihm die Einteilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreifachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung und der Vollkommenheit, zu betrachten. Bei dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden und wie unmöglich es sei, die Ordnung bei den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er erstlich, daß, die Ordnung in den Teilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache sein, wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didaktischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweitens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sei, die französische Sprache, sowohl dieser als anderer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. "Die Franzosen," spricht er, "haben dadurch, daß sie alle Versehungen verworfen haben, die Klarheit und Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der Rede, gewonnen; Stärke und

Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. Ich füge hinzu, daß die französische Sprache wegen der didaktischen Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften weit bequemer als die griechische, lateinische, italienische und englische Sprache ist, diese aber wegen ihrer Wendungen und Versetzungen weit vorteilhafter bei den schönen Wissenschaften können angewendet werden. Wir können besser als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und die Vernunft muß notwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, erwählen; Einbildung und Leidenschaften aber werden den alten Sprachen und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß man in der Gesellschaft und in den Schulen der Weltweisen reden; griechisch, lateinisch und englisch aber auf der Kanzel und der Bühne. Unsre Sprache wird die Sprache der Wahrheit sein, wenn sie jemals wieder auf die Erde kommen sollte; die übrigen Sprachen aber sind die Sprachen der Fabel und der Lügen. Das Französische ist gemacht, zu unterrichten, zu erleuchten und zu überzeugen; das Griechische, Lateinische, Italienische, Englische aber, zu überreden, zu bewegen und zu betriegen. Spricht griechisch, lateinisch, italienisch mit dem Böbel, französisch aber mit dem Weisen.“ . . .

Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart mit der musikalischen Harmonie und zeigt erstlich, daß die erstre in den Worten die Wirkung einer gewissen Vermischung der selbstlautenden und mitlautenden Buchstaben und des Werts der Silben sei, daß sie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entstehe; zweitens, daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poesie besonders eigen ist. Er erklärt diese Hieroglyphik in verschiednen Stellen der größten Dichter und beweiset, daß es unmöglich sei, einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von diesen Stellen ist die, in welcher Virgil von dem tödlich verwundeten Curyalus sagt:

„Pulchrosque per artus  
 It cruor; inque humeros cervix collapsa recumbit,  
 Purpureus veluti cum flos succisus aratro  
 Languescit moriens, lassove papavera collo  
 Demisere caput, pluvia cum forte gravantur.“

„Ich würde weniger erstaunt sein,“ sagt er, „wenn ich sähe, daß diese Verse durch das ungefähre Untereinanderwerfen der Lettern entstünden, als wenn ich sehen sollte, daß alle hieroglyphische Schönheiten derselben in eine Uebersetzung gebracht würden. Das Bild der Hervorquellung des Bluts, *it cruor*; das Bild des sterbenden Hauptes, welches auf die Schultern fällt, *cervix collapsa recumbit*; das Geräusche des Pflugs, wenn er durchschneidet, *succisus*; die tödliche Mattigkeit des *languescit moriens*; die Weichlichkeit des Mohnstengels, *lassove papavera collo*; das *demisere caput* und das *gravantur*, welches das Bild schließt. *Demisere* ist so weichlich, als der Stengel der Blume; *gravantur* ist ebenso schwer als der Kelch, wann er mit Regen erfüllt ist. *Collapsa* bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben diese Hieroglyphe befindet sich doppelt in *papavera*. Die zwei ersten Silben halten das Haupt des Mohns aufrecht, und die zwei letzten biegen es.“ Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichsten Dichtern Schwierigkeiten sind, und versichert, daß es tausendmal mehr Menschen gibt, welche fähig sind, einen Geometer zu verstehen als einen Dichter, weil man allezeit tausend Leute von Verstande gegen einen Menschen von Geschmack findet, und tausend Menschen von Geschmack gegen einen von einem ausgesuchten Geschmack. Er bringt bei dieser Gelegenheit eine neue Erklärung der bekannten Verse des Homers an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind:

Zeῦ πάτερ, ἀλλὰ σὸ ῥῶσαι ὅπ' ἠέρος οἴας Ἀχαιῶν,  
 Πόισον δ' αἰθρηγῶν, ὅς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,  
 Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεὶ νύ τοι εὐαδεν ὄπως.

„Boileau,“ spricht er, „hat diese Zeilen übersetzt: Gott, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst wider uns, nur bei hellem Himmel. Seht da, schreit dieser Kunstrichter mit dem Rhetor Longin, die wirklichen Gesinnungen eines Kriegers! Er verlangt nicht das Leben; ein Held war dieser Niederträchtigkeit nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, seinen Mut in der Dunkelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, daß er nicht streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind anbreche, damit er seinem großen Herzen wenigstens ein ihm würdiges Ende herbeibringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu streiten haben sollte.“

„Grand Dieu, rends nous le jour, et combats contre nous!“  
La Motte.

„Ei, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau antworten! hier ist gar nicht die Frage von den Gefinnungen, welche ein Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Umständen, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses ohne Zweifel ebenso gut wie ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß man zwei Verse des Homers richtig überseze. Und wenn es nun von ohngefähr geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne stünde, was ihr lobt: wie würde es denn mit euern Lobeserhebungen und Betrachtungen stehen? Was wird man von dem Longin, dem Boileau und La Motte denken müssen, wenn sie von ohngefähr etwa gottlose Prahlereien da gefunden hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetisches Gebet ist? Man lese und überlese die zwei Verse des Homers so vielmal, als man will, so wird man doch nichts als dieses darinne finden: „Vater der Götter und Menschen, Ζεὺ πάτερ, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und wenn du beschloffen hast, uns zu verderben, so verderbe uns wenigstens bei hellem Himmel!“

„Faudra-t-il sans combats terminer sa carrière?

Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux,  
Et que nous périssions à la clarté des cieux.“

„Wenn diese Uebersetzung nicht das Pathetische des Homers ausdrückt, so findet man doch wenigstens nicht den Mißverstand darinne, welchen Boileau und La Motte hineingebracht haben. Hier ist gar keine Herausforderung des Jupiters; man sieht nichts als einen Held, welcher bereit ist, zu sterben, wann es Jupiter so verlangt, und keine andre Gnade von ihm erbittet, als kämpfend sterben zu können. Ζεὺ πάτερ, Jupiter! Vater! Würde ein Menippus wohl den Jupiter so anreden? . . . Diese Stelle,“ fährt er fort, „beweiset genugsam, daß es gar nicht nötig ist, dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß man oft dadurch in Gefahr kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche er wirklich hat. Man mag ein noch so großes Genie sein, so wird man dasjenige doch nimmermehr besser sagen, was Homer gut gesagt hat. Laßt uns ihn erst verstehn lernen, ehe wir ihn verschönern wollen! Er ist aber von den poetischen Hieroglyphen, von welchen ich vorher geredet habe, so voll, daß man sich nicht einmal, wenn man ihn auch zum zehnten Male lieset, schmeicheln darf, alles gesehn



zu haben." . . . Der Verfasser merkt hierauf an, daß jede Kunst der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe und daß es zu wünschen sei, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftsteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier gibt er dem Hrn. Batteux zu verstehen, daß man von ihm diese Arbeit erwartet und daß diejenigen, welche seine Einschränkung der schönen Künste auf die Nachahmung der schönen Natur gelesen hätten, berechtigt zu sein glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die schöne Natur sei, zu verlangen. Ohne diese würde seinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der ersten Arbeit selbst eine Probe, wozu er die vortreffliche Stelle des Virgils gewählt hat.

„Illa graves oculos conata attollere, rursus  
Deficit. Infixum stridet sub pectore vulnus.  
Ter sese attollens cubitoque annexa levavit;  
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto  
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta.“

Die Tonkünstler und Maler mögen es beurteilen, ob er in ihren Künsten den poetischen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben hat . . . Zum Schlusse kommt er auf die französische Sprache wieder zurück; er erteilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen und spricht ihr auch in dem Angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann sie in den Händen eines Meisters ist. „Ein Werk,“ schließt er, „welches von dem Genie unterstützt wird, fällt nie, es mag in einer Sprache geschrieben sein, in welcher es will.“

Wir haben uns bei diesem kleinen Werke ein wenig lange aufgehalten, und gleichwohl haben wir nichts als einige Blumen daraus aussuchen können. Wir hoffen aber, daß sie dem Leser angenehmer sein werden als ein halb Duzend Büchertitel, mit einem nichts beurteilenden Urtheile verlängert, das voller kindischen Ausrufungen, lächerlichen Anspielungen und unnötigen Versicherungen ist, wie wert uns der allerwerteste Herr Verfasser sei.

Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrtümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot herauszulassen wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als

sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;“  
v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesezt auch, ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiligt haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebensowenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sei es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglücklich genug, zu vernehmen.

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche sein, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige ist, die Uebergänge nötig hätten. Der Herr De la Mettrie, ein Name, bei dem man vielerlei denken kann, hat die Welt mit einer neuen Geburt seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst, zu genießen.\*) Er hätte sich noch kürzer, obgleich ein wenig dunkler fassen können, wann er sie die Porneutik überschrieben hätte. Wem die geheimste Bedeutung des französischen Worts genießen unbekannt ist, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu statten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild anstatt der Titelvignette enthält.

„Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.“

Der züchtigste Begriff, den wir davon machen können, ist, wenn wir sagen, daß der Verfasser darinne die Wollust in ihren verschiedenen, und zwar den ausgesuchtesten Stellungen malt. Die Züge zeigen von keiner Meisterhand; die Colorite ist blendend, und die Farben sind mehr unter einander gefleckt als vertrieben. „Bergnügen,“ hebt er an, „höchster Beherrscher der Götter und Menschen, vor welchem alles, auch sogar die

\*) L'Art de jouir. *Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.* Lucr. à Cythère. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.